

ELISABETH MÜLLER

DIE UNGARNDEUTSCHE, DIE SCHWÄBISCH TRÄUMT

Elisabeth Müller (geboren 1920 in Erdősmecske)



Das Brautpaar Elisabeth Pelcz und Adam Müller, 1937
Foto: Privatbesitz

Elisabeth Müller geb. Pelcz, genannt Tante Lissi (Liszi néni), stammt aus einer Familie, die im 18. Jahrhundert aus Deutschland nach Ungarn eingewandert ist. Zu ihrem Lebensweg gehören Schicksalsschläge, die mit der kollektiven Bestrafung der Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg zusammenhängen. Sie träumt, denkt und spricht schwäbisch (den ungarndeutschen Dialekt) – bis zum heutigen Tag.

Ein langes Leben im Rückblick

26. Juni 1920: Elisabeth Pelcz wurde in einem kleinen Dorf namens Metschge (ungarisch Erdősmecske) im südungarischen Komitat Branau (Baranya) geboren. Sie war das erste Kind einer wohlhabenden Familie: Ihr Vater war Dorfrichter (Schultheiß) und bewirtschaftete 30 Morgen Land, ihre Mutter versorgte den dazugehörigen Haushalt.

1922 kam ihr Bruder Jakob (Jakab) zur Welt, zwei Jahre später Ihre Schwester Borbála. Damals gehörten 90 % der Bevölkerung zur deutschen Minderheit – wie alle anderen sprach auch Familie Pelcz deutsch bzw. „schwäbisch“. In der Grundschule lernte Elisabeth ungarisch.

1937 heiratete Elisabeth Pelcz Ádám Müller, den Sohn des Dorfrichters von Nadasch (ungarisch Püspöknádasd, heute Mecseknádasd). Sie zog zu ihrem Mann in das etwa 20 Kilometer entfernte Dorf. Beide bekamen vier Kinder: István (1938), János (1939), Fülöp (1948) und Elisabeth (1955). Sie waren die wohlhabendste Familie im Ort: Sie besaßen mehr als 60 Morgen Land, ein Weingut, Obst- und Kastaniengärten sowie eine Mühle und hielten unter anderem Pferde, Schweine und Rindvieh.

Der Zweite Weltkrieg und die darauf folgenden Jahre brachten den Nadaschern, von denen sich bei der Volkszählung im Jahr 1941 93 Prozent als Deutsche bezeichnet hatten, eine tief greifende Veränderung ihres bisherigen Lebens.

Gleich zu Kriegsbeginn im Jahr 1939 wurde Elisabeth Müllers Mann Ádám zum Militär eingezogen. Wegen einer Erkrankung an Gehirntypus kam er zeitweilig ins Krankenhaus, nach seiner Genesung wurde er aber direkt an die russische Front (in die Nähe von Woronesch) geschickt. Bei Kriegsende geriet er in Deutschland in Gefangenschaft und arbeitete bei einer Familie in der Nähe von München. Zuhause in Nadasch wusste niemand von seinem Schicksal; Elisabeth Müller führte die Wirtschaft gemeinsam mit ihren Schwiegereltern weiter und kümmerte sich um ihre beiden kleinen Söhne. Ádám Müller lebte insgesamt sieben Jahre fern seiner Familie.

1944 wurde Elisabeth zusammen mit den anderen Ungarndeutschen, die zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt werden sollten, aufgefordert, sich am Sammelplatz einzufinden. Es gelang ihr jedoch, wieder von dort zu fliehen. Später erlebte sie, dass ihre Großmutter, ihre Tante und deren Familien in den Osten Deutschlands (in die Sowjetische Besatzungszone) zwangsumgesiedelt wurden. Bis heute hält Elisabeth Müller den Kontakt zu ihren seither in Deutschland lebenden Verwandten.

1948 wurden Müllers – wie viele in Ungarn lebende deutsche Familien – aus ihrem Haus vertrieben. Dort wurden andere Leute eingewiesen, während Müllers gezwungen wurden, ein kleineres Haus zu beziehen. Ein Großteil ihrer Ländereien und ihrer Nutztiere wurde beschlagnahmt bzw. ging in das Eigentum der gerade entstehenden landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft über.

Es folgten die 1950er Jahre – für Müllers wie für viele andere eine Zeit der Entbehrung und Verzweiflung, trotz aller Arbeit, die vom Tagesanbruch bis zum späten Abend dauerte. Die 1960er und 1970er Jahre waren Jahre des Schweigens. Die Familie sprach untereinander Deutsch, aber bei den Kindern geriet durch die Schule und den Arbeitsplatz die ungarische Sprache immer mehr in den Vordergrund.

In den 1980er Jahren intensivierten sich im Dorf Bestrebungen, die deutsche Identität wiederzuentdecken und die eigenen Wurzeln und die damit verbundene Kultur zu pflegen. Elisabeth Müllers Sohn Fülöp, der mit ihr zusammen wohnt, engagiert sich gemeinsam mit seiner Frau stark in der deutschen Tanzgruppe von Nadasch.

2006: Elisabeth Müller ist nun 86 Jahre alt und erfreut sich guter Gesundheit. Ihr Leben, das sich überwiegend in zwei Orten abgespielt hat, die nur zwanzig Kilometer voneinander entfernt liegen, umfasst dennoch das tragische Schicksal der in Ungarn lebenden Deutschen. Sie selbst hat nie daran gedacht, das Land zu verlassen, oder sich vorgestellt, wie viel leichter sie es hätte, wenn sie nicht als „Schwäbin“ zur Welt gekommen wäre. Nie hat sie ihre Erlebnisse schriftlich festgehalten, die sie mit tausenden Schicksalsgenossen teilt.

Ihre vier Kinder, sieben Enkel und sieben Urenkel sprechen alle deutsch. Wenn sie sich miteinander unterhalten, vermischen sich das Ungarische, das Deutsche und der schwäbische Dialekt.

Dramatische Tage

Ende 1944 begann die kollektive Bestrafung der in Ungarn lebenden Deutschen. Die Vertreter der neuen Macht gingen in Nadasch von Haus zu Haus und forderten die Deutschen auf, Wiederaufbauarbeit zu leisten. Wenn jemand nicht freiwillig erschien, würde seine Familie dafür zur Verantwortung gezogen. Wo die Arbeit stattfinden sollte und wie lange die so Verpflichteten wegbleiben würden, sagte ihnen niemand.

Auch Elisabeth Müller stand auf der Liste der Zwangsarbeiter. Deshalb brachte sie ihre zwei kleinen Kinder zu ihren Eltern nach Metschge (Erdösmecske): „Wenn es schon sein musste, wollte ich mit denen aus Metschge mitgehen. Ich hing an ihnen und habe mich mit ihnen sehr verbunden gefühlt, noch von früher her.“ (Elisabeth Müller am 2.2.2006)

Die Verschleppten mussten in der nahe gelegenen Kleinstadt Petschwar (Pécsvárad) in einem eigens dafür bestimmten Gebäude übernachten. Drei von ihnen entschlos-

sen sich bei dieser Gelegenheit zur Flucht – darunter auch Elisabeth Müller, die sich von einem Nachbarn dazu überreden ließ. „Mein Nachbar fragte mich: ‚Lissi, kommst du mit, wenn ich flüchte?‘ Ich hab’ zurückgefragt: ‚Sollen wir’s wagen? Ich komme mit, ich bin dabei!‘ Ich bin halt schon immer bei solchen Geschichten dabei gewesen. Eine Freundin von mir, die Nani, ist auch mitgekommen. Ich habe auch die Tante Rosi gefragt, sie kam aber nicht mit, sie blieb lieber bei der Gruppe.“ (Elisabeth Müller am 2.2.2006)

Es gelang ihnen, sich in der Nacht aus dem Gebäude hinauszustehlen und auf dem vertrauten Weg in Richtung Metschge zu laufen. Sie kannten jeden einzelnen Busch – schließlich hatten sie auf diesen Feldern gearbeitet – und so verließen sie die Straße und setzten ihren Weg auf dem Acker fort, wo sie sich sicherer fühlten. Bei Tagesanbruch sahen sie eine Gruppe von Verschleppten aus Richtung der Dörfer Feked und Véménd kommen, die – genau wie sie zuvor – von Partisanen eskortiert wurde. Die bewaffneten Männer entdeckten die drei Flüchtenden und gaben Schüsse auf sie ab. Aber zum Glück für die Fliehenden war die Entfernung groß und die Büsche boten ihnen Schutz.

Als Elisabeth Müller in Metschge eintraf, freute sich ihre Mutter sehr, andererseits befahl sie aber auch die Furcht vor Entdeckung. „Meine Mutter hat uns gesehen: ‚Meine teuersten Kinder! Seid ihr zurückgekommen? Aber wie geht es weiter? Sie könnten wiederkommen und uns alle erschießen!‘ ... Meine Kinder haben nur so vor mir gestanden und zugehört. Ich sagte: ‚Ich gehe aber nicht zurück, was auch immer passiert!‘ ‚Du musst dich dann aber auf dem Strohboden verstecken, dass sie dich nicht finden!‘ sagte meine Mutter. Da sagten meine Kinder: ‚Großmutter, wenn unsere Mutti wieder geht, bist du schuld!‘ So bin ich halt nicht zurück.“ (Elisabeth Müller am 2.2.2006)

Elisabeth Müller gelang ihre Flucht, aber die anderen aus ihrem Dorf und anderen Siedlungen verschleppten, zur „malenkij robot“ gezwungenen Ungarndeutschen mussten schreckliches physisches und seelisches Leid ertragen.

Tagelang versteckte sich die Geflüchtete auf dem Strohboden aus Sorge, man könnte nach ihr suchen und würde dann leicht darauf kommen, dass sie sich in ihrem Geburtshaus aufhielt. Als sie sich wieder sicherer fühlte und keine Angst mehr hatte, gesucht zu werden, ging sie mit ihren Kindern auf dem gewohnten Weg zu Fuß durch den Wald nach Nadasch zurück. Damit war die schwere Zeit für sie jedoch bei weitem noch nicht zu Ende.